

über sein Loos verlautete. Der General hatte nach Hofe berichtet, — aber was — erfuhren selbst seine Geheimschreiber nicht; die Akten hielt er sorgfältig im eignen Verschlusse. Der Bürgermeister Josephi und andere wohlmeinende Sachverständige waren der Meinung, daß, wenn dem Könige Wahrheit berichtet worden, der Geistliche entlassen werden müsse, wie einige Jahre zuvor der Vater Ulrich, den der General auf die Denunciation eines Offiziers auf die Festung geschickt, weil er in einer Predigt über die Dogmen des Sakraments gesprochen und die gewöhnlichen Einwürfe dagegen widerlegt hatte. Auch er wurde mit Verbrechern aller Art zusammengesperrt, und um ihm seine Lage zu erschweren, war den Offizieren verboten, mit ihm zu sprechen. Erst auf unmittelbarem Befehl des Königs hatte ihn Fouqué mit allen Ehren entlassen müssen.

„Und dennoch,“ sagte der alte Herr Josephi, „fürchte ich, daß die wahre Lage der Sache seiner Majestät entstellt oder gar falsch vorgetragen werden wird, denn der Gouverneur ist eitel und selbstsüchtig genug, nicht Lüge und Meineid zu scheuen, wenn es darauf ankommt, eine von ihm beschlossene Maßregel zu vertheidigen und durchzusetzen. Er wird nicht unterlassen, Sr. Majestät vorzustellen, wie er mit blindem Religionseifer, mit Aberglauben, mit Anhänglichkeit an alte Mißbräuche und mit der Böswilligkeit der Bewohner zu kämpfen habe, und er wird seine Härte und Grausamkeit als Dienstseifer und traurige Nothwendigkeit darzustellen wissen. Und dennoch trägt er allein die Schuld, wenn dergleichen Uebelstände vorhanden sind. Er versteht es nicht, ein Volk zu achten und mit Großmuth zu behandeln, welches noch mit Liebe an seinem alten Herrscherhause hängt, und seine Härte entfremdet dem Könige selbst gut gesinnte Gemüther. Er hat keinen Freund, selbst seine Kinder werden nur durch knechtische Furcht an ihn gefesselt; er ist gleich verhaßt bei dem Heere als bei dem Volke. — Gott sei dem Faulhaber gnädig!“

Dieser erwartete in Ruhe und Freudigkeit sein Geschick. Er vertheilte unter seine Mitgefangenen die Speisen, die ihm von vielen Seiten gesandt wurden, und vergaß sein eignes Leid, indem er das brige erleichterte, durch Theilnahme, Trost und

Belehrung. Als ihn der Kommandant D'O bei einem Besuche auf der Festung fragte, ob er irgend einen Wunsch habe, antwortete er:

„Ich bitte um die Gnade, einen meiner Mitgefangenen, der mir eines verstockten Herzens zu sein scheint, katechisiren zu dürfen.“

„Recht so, Vater Andreas,“ erwiederte der Kommandant, „thun Sie dieses.“

Um die Mitte des Monats Dezember schöpften seine Freunde neue Hoffnungen. — Es war die Nachricht von der siegreichen Schlacht bei Leuthen eingetroffen, und man erwartete, der König würde dieses freudige Ereigniß benutzen, das Wort der Gnade über den unschuldigen Mann auszusprechen. In froher kindlicher Zuversicht hoffte Therese, daß ihr das Christkind ihren lieben Vater Andreas bringen würde. Aber auch der heilige Abend verging und noch verlautete nichts, als daß sich der König nach Reichenbach begeben habe, um von dort aus die Belagerung von Schweidnitz anzuordnen, und daß Fouqué zu ihm berufen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Blume von Helgoland.

Von Eduard Voas.

(Fortsetzung.)

— Will's nicht abstreiten, Neuckens! Nur Eins gefällt mir schlecht. Nemenig *) hat zu uns oder zu unsrer eignen Obrigkeit gesagt: „Lut her, das ist euer neuer Governör! So weit kann er euch befehlen, und so weit müßt ihr Gehorsam leisten — drüber hinaus aber nicht.“ Wir sehn, daß er die Soldaten kommandirt, und daraus können wir abnehmen, daß er wohl der Rechte sein wird, doch wir sind keine Soldaten, und wer uns anstatt Seiner Majestät des Königs regieren thut, der sollte sich auch vorerst durch Brief und Siegel ausweisen.

— Nu, Dreyer, schaden kann er uns nicht... weder er, noch ein Andreer. Unsre alten Willküren und Satzungen sind uns ja verbürgt, und daran soll, will's Gott, kein Lüttelje geändert werden.

*) Niemand.